

Miszellen.

Die Leiden eines Engels.

Historische Erzählung vom Verfasser des „Günstling Friedrichs II.“

1.

„Arme Beatrice!“

Bevor wir unsere eigentliche Erzählung beginnen, haben wir uns mit drei finstren Momenten abzufinden, welche der ersteren als Schlüssel dienen, die wir also bei historischer Treue weder uns noch dem Leser ersparen dürfen und mit denen wir uns in aller Kürze episodisch hier abfinden, um unsere Geschichte durch dieselben nicht zu beeinträchtigen.

Ein Sommertag des Jahres 1597 ging zu Ende und schien gegen den sonstigen Verlauf der Sommertage in Italien mit einem Gewitterabend schließen zu wollen, als ein Reiter auf der Straße von Andia nach Rom eilig dahertreibt. Durch das düstre im Westen aufgestürmte Gewölk züngelten häufig wie brennender Schwefel gefärbte Blitze; ein schwüler Hauch zog von Osten her den elektrischen Dunstmassen entgegen und große warme Regentropfen fielen vom Himmel.

Nicht das Wetter allein, auch Besorgniß vor Gefahr schien den Reiter zur Eile zu mahnen. Sein Pferd hatte er bereits übertrieben, sein Blick galt nicht den Wetterwolken, sondern hastete prüfend auf der Straße. Sein in Unordnung gerathener Anzug verriet auf den ersten Blick den Cavalier; von schwerem schwarzen Sammet, war er nach der Mode jener Zeit mit Edelsteinen in Gestalt von Knöpfen und Spangen übersät; auf seinem Barett von gleichem Stoffe prangten drei weiße Straußfedern, die von einer Agraffe gehalten wurden, welche zugleich einem Smaragd zur Fassung diente; sein über die Schulter getragenes Behrgehänge war reich gestickt und das Gefäß seines Degens von kunstvoller Arbeit.

Seinem Alter nach stand der Reiter unzweifelhaft noch in den Jugendjahren; obwohl jetzt geröthet, mochte sein feines Antlitz gewöhnlich sehr bleich seyn. Wuchs und Haltung im Sattel waren tadellos und seine Bewegungen trotz der starken Gangart des Pferdes abgemessen und anmuthig.

Der von dem gedachten Orte nach Rom führende Weg, der auch heute noch kein bequemer ist, wand sich in früheren Jahrhunderten im Zickzack über dürre Pfade, durch Schluchten und einzeln und dicht stehendes Gebüsch.

Auf dem letzteren hastete der Blick des Reiters stets mit scheinbarer Besorgniß; dennoch passirte er die Gebüsch ein nach dem andern, ohne daß sich etwas Lebendes oder gar Verdächtiges zeigte.

So erreichte er denn einen nach Albano führenden Seitenweg und hier hemmte er einen Moment den Lauf seines leuchtenden Thieres, unschlüssig, welche Richtung er einschlagen sollte. Nach kurzem Besinnen verfolgte er indes die frühere Straße.

Nach etwa tausend Schritten erreichte er abermals ein Buschwerk, das dichter und größer als die vorigen. Hier parirte er plötzlich sein Pferd mit allen Zeichen

des Schrecks, denn am Eingange des Gehölzes zeigten sich zwei andere Reiter. Seine Hand fuhr heftig nach dem Degengefäß; doch eben so schnell zog er sie wieder zurück, setzte sich fester im Sattel und ritt den Ankommenden entgegen, die bei seinem Anblick ihr Geschrei abbrachen und Miene machten, zu den auf ihren Rücken hängenden Gewehren zu greifen. Indes die Begegnung war eine durchaus friedliche. Der einsame Reiter vertiefte sich in das Gebüsch und spornete sein Pferd von Neuem, während die andern Beiden ihm nachschauten. In diesem Augenblick fiel ein Schuß, der die beiden Pferde sich bäumen machte; ein jäher Schrei folgte, dann das ängstliche Wiehern, so wie der Galopp eines davon eilenden Pferdes.

„Beppo!“ rief einer der Männer dem andern zu, „ich glaube, man hat den Reisenden erschossen!“

„So scheint es!“ erwiderte der Andere. „Laß uns eilen!“

„Was? Wir sollten fliehen!“ rief der Andere. „Seit wann fürchten Künstler diese Wegelagerer? Komm, Beppo, vielleicht bedarf der Arme noch unserer Hülfe!“

Bei diesen Worten hatte er sein Gewehr von der Schulter genommen und sein Pferd gewendet.

„Du bist toll, Guido!“ meinte der Andere, „tragen wir nicht die eigene Haut zu Markte!“

Trotzdem hatte auch er sein Pferd gewendet; Beide trahlen dem Gehölze zu und fanden am Eingange desselben den Reisenden mit dem Tode ringend.

„Bleib im Sattel, Beppo, ich werde untersuchen, ob hier noch zu helfen ist!“ rief der Eine dem andern zu, sprang vom Pferd, legte das Gewehr aus der Hand und rutschte den schwer Verwundeten auf, aus dessen Brust das Blut hervorquoll; dieser öffnete die Augen und blickte starr um sich. Aber ein heftiges Zucken erschütterte zugleich seinen Körper; mit einem: „Beatrice, arme Bea —!“ brach er zusammen.

Es war etwas später. Das Gewitter war weiter heraufgestiegen, der Donner rollte; die Blitze züngelten heftiger und schneller und der warme Regen fiel dichter herab. Die Straßen Roms waren leer und öde, denn Alles war vor dem Unwetter in die Häuser gestoben.

Inzwischen schritt eine Gestalt über die Engelsbrücke, an der Engelsburg vorüber und nahm die Richtung nach dem Monte Vincio. Es war ein junger Mann, der den höheren Ständen angehören mußte; sein Antlitz war angenehm, seine Züge regelmäßig, sein schlanker Wuchs ward durch einen kurzen spanischen Mantel theilweise verhüllt.

Der Mann näherte sich ziemlich schnell, nachdem er die Stadt verlassen, der Tiber in der Gegend des alten Ponte Molle, wo zu jener Zeit nur einige zerfallene Häuser standen. In eins dieser Häuser trat er ein, grüßte kurz und fügte hinzu:

„Schnell, Casperino, es ist schon spät geworden!“

Bei seinem Eintritt erhoben sich mehrere in dem Zimmer befindliche Männer, von denen einige, ihrem Anzuge nach, zu den ärmeren Volksklassen gehörten; einer dagegen, in der Kleidung der Nobili, schritt schnell auf den Eintretenden zu.

„Wahrlich, Signore,“ sagte er, „Ihr müßt gut zahlen, daß diese Menschen glauben, nur für Euch da zu seyn; habe ich doch Geld und Bitten nutzlos verschwendet, um von ihnen über den Fluß gesetzt zu werden; sie wollten Euch durchaus erst erwarten. Habt also die Güte, mich mit hinüber zu nehmen!“

Der Angekommene betrachtete den Sprecher mit sichtbarem Mißtrauen; das trübe Licht, welches eine Art Fackel von harzigem Holze verbreitete, gestattete indes eine genaue Prüfung nicht.

„Meinetwegen! . . . Spate Dich, Casperino!“ war seine Antwort, und hiemit verließ er, gefolgt von dem Fremden und zwei andern Männern, die Hütte.

Draußen bestiegen alle Vier einen am Ufer liegenden Nachen; die beiden Fischer begannen denselben mit Stangen durch das Wasser der Tiber zu schieben. Niemand sprach während der kurzen Fahrt. Am jenseitigen Ufer verließen die beiden Herren den Nachen, jeder reichte den Fuhrleuten ein Geldstück und Beide schienen ihren Weg allein verfolgen zu wollen.

„Verzeiht, Signore,“ begann plötzlich der Fremde aus der Hütte, „ich möchte Euch nicht lästig seyn, aber ich meine, man geht ebenso gut in Gesellschaft wie allein!“

Der Angeredete warf abermals einen prüfenden Blick auf den zudringlichen Gefährten.

„Mag seyn!“ antwortete er, „aber es giebt Wege, die man lieber allein als in Gesellschaft macht. Jedoch, Ihr scheint fremd in Rom zu seyn, und somit mögt Ihr mit mir gehen. Darf ich aber fragen, was Euch um solche Zeit in diese Gegend führt?“

„Die Antwort ist leicht gegeben! Ich bin allerdings erst seit einigen Wochen in Rom und soeben auf dem Wege zu einem Verwandten, der eine Villa auf dem Monte Pincio bewohnt und den ich dort zu treffen gedenke.“

Mißtrauisch blickte der Erste den Fremden an; er schien überrascht.

„Es giebt nur eine Villa auf dem Monte Pincio und Ihr seit also ein Verwandter von —!“

„Allerdings bin ich das!“ fiel der Andre ein.

„Aber ich wüßte nicht, daß man dort einen Verwandten erwartete!“

„Nicht — ? Ihr seyd also ein guter Freund der Familie?“

Der Fremde machte bei diesen Worten eine hastige Wendung und vertrat dadurch dem Begleiter den Weg: zugleich faßte er mit der Linken den Mantel desselben, während seine rechte Achsel zuckte. Die Gestalt des jungen Mannes schwankte mit einem halb erstikten „Jesus!“ und sank und mit der Hand zur Brust greifend zu Boden.

„Arme Beatrice!“ wimmerte er, während sein Begleiter im Dunkel verschwand. Sein Auge brach.

Das Unwetter hatte ausgetobt; das Erdreich war durchnäßt, die Straßen Roms waren überschwemmt.

Es mochte etwa eine Stunde vor Mitternacht seyn, als der Himmel wieder seine tiefblaue Farbe annahm, die Luft war kühl und von würzigen Düften durchdrungen. In Rom blieb Alles still, die Lichter waren nach und nach erloschen, nur ein einziges durchschim-

merkte noch die Nacht, und zwar aus dem Erdgeschosse der Villa Albobrandini.

Vier betraten dasselbe und finden hier einen Mann, der augenscheinlich Jemand erwartete. Obgleich er von Zeit zu Zeit versuchte, sich an einem Arbeitstische zu beschäftigen, unterbrach er seine Thätigkeit doch stets wieder, machte heftige Schritte im Zimmer umher und trat an das Fenster, um in die Nacht hinaus zu sehen. Oft auch warf er hastige Blicke auf die im Zimmer befindliche Stuhuh, schüttelte den Kopf, murmelte einige abgerissene Worte und verrieth so seine Ungeduld.

Dieser Mann war von hohem schlankem Wuchs; obgleich nicht mehr in den Jahren der Jugend, hatte seine Gestalt dennoch die Formen und die Geschmeidigkeit derselben. Auf seinem Haupte lag ein grünes Mützen, welches solett auf eine Seite gedrückt war; unter demselben quoll reiches schwarzes Haar hervor und wie dieses war auch sein kurz geschorener, Wangen und Kinn bedeckender Bart gefärbt. Das Antlitz des Mannes zeigte ein regelmäßiges Oval; die Farbe desselben glich dem Marmor, seine Züge waren von einer solchen Feinheit, als seyen sie von einem plastischen Künstler gemeißelt, und ließen ihn im Verein mit dem Feuer seines großen glänzenden Auges und der frischen roth gefärbten Lippen, über welchen der Bart der schneeweißen Zähne wegen sorgsam gekürzt und seitwärts gelegt war, jünger erscheinen, als er in Wirklichkeit seyn mochte. Seiner Kleidung nach gehörte er zu jener Klasse der Nobili Roms, die sich ausschließlich Cavaliere nannten.

Dieser Anzug war von dem unvermeidlichen schwarzen Sammet; die Ärmel desselben waren nach spanischer Manier geschlitzt und ließen ein Unterkleid von weißem Atlas durchschimmern; sein Beinleid war unter den Hüften gebauscht; von da ab aber, wo die Bauschen aufhörten, lagen dieselben so eng an, daß sie die tadellosen Formen des Leibes deutlich erkennen ließen. Die Degenkoppel über seinen Hüften verrieth, daß er die Waffe vor kurzem erst abgelegt.

Die Ausstattung des Zimmers stand mit der Eleganz des Cavaliere in merkwürdigem Widerspruch. Nicht etwa, daß dieselbe zu einfach oder zu ärmlich gewesen wäre, im Gegentheil sie war kostbar, geschmackvoll und reich; aber sie eignete sich eher für die Wohnung eines geistlichen Herrn als für die eines Cavaliere, und dies führt zu der Vermuthung, daß sich unter der grünen Kappe, trotz aller Kennzeichen des Lebemanns, eine Lonsur befände. Indes, das bleibe einstweilen dahingestellt.

Die Uhr im Zimmer schlug eben Mitternacht, als der Cavalier durch einen Laut unter den Fenstern aufgeschreckt wurde. Er eilte der Thür zu, öffnete diese, rief einige Worte hinaus, kehrte zurück und nahm den Kopf in die Hand stützend, auf einem Sessel Platz. Sein Antlitz nahm den Ausdruck der Kälte und der Gleichgültigkeit an.

Wenige Sekunden darauf erschien in der geöffneten Thüre ein Mann von robuster, untersezierter Gestalt, massiven Formen und verschmiztem Gesicht in seiner Kleidung, an welcher man damals die Galgenvögel erkannte, welche für Geld ein „schweres“ Stück Arbeit zu verrichten jedergezeit bereit waren und deren freier Stand damals keineswegs die Deffentlichkeit scheute.

(Fortsetzung folgt.)